

Mathias Greffrath

Ist das Kunst, oder kann das schon weg?

Über den Umgang mit Tradition

Ohne kulturelles Erbe und politische Geschichte keine Zukunft. So einleuchtend das auch sein mag, man muss konstatieren: Das »Wir« ist unserer Nation abhandengekommen. Eine zeitgemäße Wiederbelebung würde guttun.

Mathias Greffrath

(* 1945) ist Soziologe und Publizist. Er arbeitet u.a. für *DIE ZEIT*, die Tageszeitung und den ARD-Hörfunk. Seit einiger Zeit widmet er sich den kulturellen Folgen der Globalisierung.

greffrath@aol.com



Auf der ewigen Suche nach der Identität der Deutschen haben die Schriftsteller Thea Dorn und Richard Wagner ein Alphabet der deutschen Seele zusammengestellt. Es reicht von A wie Abendbrot über Bergfilm, Dauerwelle, Fahrvergnügen, Gemütlichkeit, Heimatliebe, Jugendherberge, Männerchöre und Schadenfreude bis zur Wurst. Das klingt nicht so sehr nach uns, wie wir uns heute gerne sehen, vielmehr danach, wie uns die anderen schon immer sahen.

Gleichwohl drängten sich mir, als ich über zwei skurrile Begebenheiten der letzten Zeit nachdachte, zwei Charaktermerkmale aus dieser neckischen Sammlung auf: das »Reinheitsgebot« und die »Ordnungs-
liebe«. Denn beide wirken offenbar nicht nur im ethnologischen Untergrund von Bierdurst und rechtwinkliger Lebensführung, sondern bis in die Überbauten von Kunst und Politik.

Denn was war es anderes als die Liebe zur Reinheit, die vor einigen Wochen die Putzfrau in einem Dortmunder Museum antrieb, die schäbige Gummiwanne unter dem Gerüst aus Holzlaten, auf denen eben-

falls urdeutsche Wörter wie Wiedergutmachung, Nostalgie oder Zeitmangel standen, mit dem feuchten Schwamm von Staub und Kalkresten zu befreien? Die Wanne war wieder sauber, und 800.000 Euro im Eimer. Denn das Denktürmchen war eine Installation des Künstlers Martin Kippenberger, mit dem Titel »Wenn's anfängt, durch die Decke zu tropfen«.

Maxime des Wischens, so dürfen wir vermuten, war die Mike Krügersche Frage: »Ist das Kunst oder kann das weg«, ein Satz, der in diesem unseren Land so populär geworden ist, dass er inzwischen auf Plakate, Grillschürzen und Plaste-Frühstücksteller gedruckt wird. Eine Maxime, die letzgens Verkehrsminister Ramsauer dazu trieb, die Entfernung des Bronzedenkmals von Karl Marx und Friedrich Engels von seinem angestammten Platz in der Berliner Stadtmitte zu fordern. So, führte der bayerische Minister aus, werde die Stadtachse wieder sichtbar – historisch gesehen die Achse von der postmodernen Kopie eines Preußenschlosses über das Siegestor am Pariser Platz und die Siegestsäule bis zum Demokratischen Ende am Theodor-Heuss-Platz – eine Achse ganz ohne Nazis und Sozialismus. Marx und Engels wären eh besser in Friedrichsfelde aufgehoben. »Das ist ja«, so Ramsauer, »so eine Art sozialistisches Restezentrum«.

Auf dem ehemaligen Armenfriedhof Friedrichsfelde, am Ostrand der Stadt, ist der Sozialdemokrat Wilhelm Liebknecht

begraben, wie auch die ermordeten Kommunisten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, neben vielen anderen Sozialisten und Sozialdemokraten, vielen ermordeten Widerständlern und Opfern des Stalinismus – in friedlicher Koexistenz mit der Grabstätte der Familie Bleichröder, die Bismarcks Bankier stellte.

»Säubern« historischer Achsen

Das »Deutschlandsehnen« der Identität suchenden Schriftsteller Dorn und Wagner war, so sagten sie, getrieben vom Wunsch nach einem tieferen, nachhaltigeren Grund der deutschen Identität als dem, was ihnen der linksintellektuelle Mainstream jahrzehntelang oktroyierte: »alle Identitätsdebatten (...) der Berliner Republik«, so Richard Wagner, »kreisen um den Holocaust, die NS-Diktatur oder den Stasi-Staat, (davor) gähnt ein riesiges Loch«. Nun, oberhalb der Tiefenstruktur von Wurstkultur und Wanderlust wäre der ehemalige Armenfriedhof in Friedrichsfelde einer von vielen Orten, die dieses Loch füllen könnten. Ein Ort sogar für Rituale und Pathos, die die Autoren so sehr vermissen. Denn an jedem 15. Januar pilgern Zehntausende Bürger dorthin, um rote Nelken abzulegen.

Wer es weniger rot haben möchte, für den könnte der Friedhof der Barrikadenkämpfer der deutschen demokratischen Revolution von 1848 ein solcher Ort sein – die Märzgefallenen, vor deren Leichen der Preußenkönig den Hut ziehen musste beim Ritt durch die Stadt. Beide Orte liegen allerdings auf einer anderen historischen Achse als der, die der Verkehrsminister säubern möchte. An deren östlichem Ende steht das schöne Reiterdenkmal Friedrichs II., dessen 300. Geburtstag am 24. Januar, ach was, ein ganzes Jahr lang mit mehr als 70 Tagungen, Ausstellungen und Volksfesten gefeiert wurde, nicht gezählt die Radio- und Fernsehsendungen sowie die Zeitungsseiten.

Aber es soll hier nicht darum gehen, wieder einmal Bertolt Brechts Fragen eines lesenden Arbeiters zu stellen: »Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer siegte außer ihm? Alle zehn Jahre ein großer Mann. Wer bezahlte die Spesen?« – mit anderen Worten: die Geschichte der 99 % in Anschlag zu bringen gegen die der Helden in Bronze, Gold, Stein oder auf Straßenschildern. Sicher, Tradition ist nichts gleichsam Naturwüchsiges, das eine Nation von Epoche zu Epoche trägt: Sie wird konstruiert, verwendet, gewendet, gefälscht in den Auseinandersetzungen einer jeden Gegenwart. In jeder Epoche fragen sich die streitenden Interessengruppen: Ist das noch historisches Erbe, oder kann das weg?

Aber es gibt ja vielleicht noch Folgenreichereres als dieses Ungleichgewicht des Gedenkens, das die Menschheit seit den ersten Königen begleitet, und das ist die Abwendung der Bürger von ihrer Geschichte. Es scheint so, als hätten wir keine starken nationalen Traditionen mehr, um die herum alle Bürger dieses Landes sich wiederfinden können. So wie die Franzosen, die Argentinier oder die Amerikaner beispielsweise.

Das »Wir« hat sich verflüchtigt

Mehr noch aber als der nationalsozialistische Kulturbruch hat die Nachkriegsgeschichte dafür gesorgt, dass dieser Nation das »Wir« abhanden kam. Denn das dritte »Wir«, das Deutschland seit 1871 entwickelt hatte, nach dem wilhelminischen Patriotismus und dem völkischen Nationalismus, das war die Bruttosozialproduktgemeinschaft. Aber die integrierte nur, solange eine solide Wiederaufbaukultur, steigender Konsum und Sozialstaat wenigstens den Schein nationaler Solidarität erzeugten. Es war dieser Sozialstaat, nicht die Tradition, die diese Gesellschaft zusammenhielt. Bis vor kurzem. Die Deutschen,

es ist sattsam bekannt, haben nur noch bei Weltmeisterschaften ein – wenn's gestattet ist – stolzes »Wir«. Den Exportweltmeistertitel ausgenommen: Bei dem haben inzwischen zu viele begriffen, dass sie da nicht mitgewinnen.

Die Lexikonhelden unserer Nationalkunst, unseres kulturellen Erbes und unserer politischen Geschichte werden zwar regelmäßig gefeiert, wenn ein runder Jahrestag ansteht, schön abgestuft: Friedrich mit einer Staatsgala am Gendarmenmarkt, Schiller mit einer langen Nacht in der Akademie, Kleist mit einem neuen Grabstein, Luther bekommt gar eine siebenjährige »Dachmarkenkampagne« – aber da sind eher kalendarische Gewohnheiten und der Zwang, Zeitungsseiten zu füllen, im Spiel, als eine Belebung der Werte, der Ideen, der Gedanken, für die sie standen.

Wie auch? Eine Politik und eine politische Praxis, die sich etwa an Schillers Konzept der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts und der Aufhebung der Arbeitsteilung ernsthaft orientierte, die müsste in den Schulen und Fabriken dieses Landes tausend kleine Revolutionen entzünden. Goethe? Nicht erst Sahara Wagenknecht, sondern schon Thomas Mann merkte vor der letzten Weltwirtschaftskrise an, dass der mehr mit Sozialismus zu tun hätte als mit seinen Lesern. Lessing? Würde sich heute wohl für den staatlich subventionierten Bau von Mosescheen einsetzen.

Ohne Herkunft keine Zukunft – der totgerittene Satz gilt nicht mehr, außer in den unteren Etagen der Kultusministerien und den zahllosen Agenturen und Eventunternehmen, die im Geschichtsbusiness ihr Auskommen finden.

Es wäre allerdings ein schweres Missverständnis, aus diesem vergrößerten Befund zu schließen, dass die Kunst, das kulturelle Erbe, die Geschichte nichts mehr zu sagen haben. Sie belehren, erfreuen, ja, sie erheben die Seelen – aber das gilt für das Leben von Einzelnen und von kleinen

Gruppen, Experten, Liebhabern oder Suchenden. Sie können Kraft und Ermutigung in ihrer von ihnen gewählten Tradition finden. Allerdings nicht nur für die eigene Erbauung oder den kleinen Rückzug auf die Tiefen und Untiefen der deutschen Seele, sondern beim Versuch, die ganz großen, längst universalisierten Gedanken, Töne und Bilder unserer nationalen Kultur – Goethes Idee der Weltliteratur, Kants Postulat der Weltrepublik, Beethovens Weltumarmung – in zeitgemäße kulturelle und politische Gedanken und Praktiken zu überführen.

Die Globalisierung unseres Ichs kann – vielleicht muss sie sogar – der Globalisierung der politischen Formen vorangehen. Dass uns dabei allerlei Unerwartetes und auch Ungemütliches erwartet, das konnte man in einer Ausstellung Ende letzten, Anfang dieses Jahres über globale Gegenwartskunst in Karlsruhe studieren. Sie zeigte uns die Zukunft der Kunst und unsere eigene: Sie erkundete die Realität statt sie zu überhöhen, sie war eher polemisch als schön, näher am Alltag und seinen Gegenständen, und sie konfrontierte uns mit dem Blick der Jungen. In der Installation eines Prada-Shops im Nirgendwo der texanischen Wüste, in Landkarten, die den Reichtum der Welt und seine Verteilung kartieren, in der Performance von zwei chinesischen Künstlern, die Duchamps Urinal, die Ikone der Moderne, wieder seinem Zweck zuführen. Oder in einer Skulptur aus leeren Plastiktüten, in denen eine Weile noch der Abdruck der Ölfaschen, Milchtüten, Fischdosen erhalten bleibt und dann verschwindet. Eine Plastik von schwebender Schönheit, in der wir die Melancholie von *Wanderers Nachtlied* spüren können, um dessen Überleben auch die Seelensucherin Thea Dorn fürchtet. Ein Kunstwerk, so schwierig und so filigran, dass man es vor den Putzfrauen schützen muss. So wie die Putzfrauen vor ihren Arbeitgebern. Und Marx und Engels vor Verkehrsministern. ■